

(Nachdruck verboten.)

## 17) Joseph Conen.

Roman von John Law. Aus dem Englischen von J. Cassierer.

Während der ganzen Dauer der Vorstellung zitterte das Eichläschen vor Aufregung. Jos beobachtete sie und trank sein Bier dazu.

Sie waren zu einander in die seltsamsten Beziehungen getreten. Wenn man sie zusammen sah, hätte man sie wohl für Geschwister halten können, obgleich sie fremde Züge hatte, und in ihren Augen noch schwache Spuren eines sonnigeren Klimas zu erkennen waren, während er ein ganz gewöhnlich aussehender junger Engländer war. Als sie an dem erwähnten Abend auf dem Heimwege an seiner Seite ging, schenkte er ihr fast gar keine Beachtung. Er sah sie als ein liebes, gutes kleines Ding an, das wenig besser als nichts war. Ab und zu streichelte er sie, das geschah aber in der Weise, wie wenn jemand mit der Hand über den Kopf seines Hündchens fährt. Sie schauderte jedesmal dabei zusammen, und ihr Gesicht zeigte dann einen mütterlichen Ausdruck, der fast lächerlich zu nennen war.

Als was das Eichläschen Jos ansah, läßt sich gar nicht sagen. Von dem Augenblick an, in dem er die „Penne“ betreten hatte, war sie unaufhörlich bemüht, für seine Bequemlichkeit zu sorgen. Tag und Nacht arbeitete sie für ihn, überall ging sie ihm nach und sie bemutterte ihn in einer Weise, die geradezu komisch war.

Die Arbeit, die Jos in St. Kitts und in den London Docks zu verrichten hatte, war dieselbe, wie sie es in den Tabakdocks gewesen war. Fässer und Ballen hin und her schaffen, sie wiegen, Muster daraus ziehen und so weiter; das ging den ganzen Tag in ununterbrochener Eintönigkeit. Ein paar Mal wurde er auch in die Nachtschicht eingestellt und dann erhielt er eine besondere Vergütung von einem Penny für jede Stunde. Von acht Uhr abends bis acht Uhr früh mußte er dann Ballen mit Wolle auf die Böden ungeheurer Magazine befördern und von dort andere Ballen wieder mit zurücknehmen, die in London blieben und dortigen Kaufleuten ausgeliefert werden sollten. Oft arbeitete er nicht in der Nachtschicht, denn diese Arbeit galt als eine besondere Vergünstigung, und die Leute, die zur Nachtschicht gehörten, wollten lieber vierundzwanzig, ja sogar sechsunddreißig Stunden ununterbrochen hintereinander arbeiten, als dieses Vorzuges verlustig gehen. Als aber einmal die Vorkehrungen für große Wollauktionen getroffen werden mußten, glückte es ihm doch, bei der Nachtschicht anzukommen und er hatte dann die ganze Nacht hindurch Trepp auf Trepp ab Lasten zu schleppen.

Wurde dann zur Frühstückszeit die Nachtschicht abgelöst, so ging er bisweilen an die Themse hinunter, bevor er sich auf den Weg nach dem Asyl machte. Er sah dort sehr gern die Sonne aufgehen, denn das erinnerte ihn an sein Heimatdorf; auch die fremdländischen Matrosen interessierten ihn sehr, und ihrem Kladderwatsch hörte er gern zu. Auch die großen Schiffe, die Dampfer, die aus fremden Ländern kamen, und die Barken, die die für England bestimmten Waren ans Land schafften, erregten seine Aufmerksamkeit. Mit besonderer Vorliebe aber verweilte er in den Magazinen. Da waren Speicher, auf deren Fußboden Eisenbein aufgestapelt war, ganze Zimmer, die mit Mammutzähnen voll gestapelt waren, die mit Perlmutter angefüllt waren und so weiter. Alles dies nahm seine Wißbegier in Anspruch. Alles Erdenkliche, was überhaupt nur zu essen ging, alles Mögliche, was man überhaupt nur trinken konnte, befand sich in diesen Magazinen. Und inmitten all diesen Reichthumes arbeiteten die hungrigsten Leute von ganz England, während man glatt gestriegelten Kaufleuten, die hierher kamen, Einkäufe zu machen, mit Erfrischungen aufwartete. Ihm erschien es eine fürchterliche Ungerechtigkeit, daß Leute, deren Magen vor Hunger knurrte, alle diese schönen Sachen nicht nur sehen, sondern sogar mit ihnen zu thun haben sollten. Warum dies eine Ungerechtigkeit sein sollte, darüber war er sich nicht ganz klar, und er behielt seine Gedanken für sich, denn er fürchtete sehr, daß man ihn zu leicht auslachen könnte.

Der einzige, der ihm hierüber wohl Aufklärung hätte

geben können, war sein Freund, der Dockarbeiter gewesen. Aber gerade den wollte er jetzt nicht besuchen, denn als er ihn kennen gelernt hatte, war er noch nicht — dem Trunke verfallen.

Die Arbeit wurde knapp.

Und deswegen sagte damals das Eichläschen zu Jos:

„Wozu denn jede Nacht in der Penne vier Pence ausgeben?“

Das Eichläschen hatte in der Nähe des Trafalgar Square Blumen verkauft und wahrgenommen, wie verschiedene Obdachlose dort die Nacht verbrachten. Aus Lumpen hatten sie sich auf den Steinufen des Denkmals ein Lager bereitet und schliefen dort unter den Augen der Polizei.

„Hunderte von Leuten waren gestern nacht hier,“ erzählte sie Jos. „Ich hörte, wie ein „Blauer“ das erzählte. Wir wollen lieber dort schlafen als in der Penne.“

„Sie werden uns ins Loch stecken,“ meinte Jos.

„Nein, das werden sie nicht thun.“

„Von dort nach den Docks ist es aber sehr weit.“

„Und wenn schon, wir können ja vorher frühstücken.“

Wenn auch noch nicht überzeugt, so gab Jos doch nach und verabredete sich mit dem Eichläschen, sie des Abends in Charing Cross zu treffen. Auf dem Trafalgar Square begegnete er einem alten Bekannten, nämlich den Zimmermann Reeson, der sich auf dem Wege nach dem Arbeitshause befand.

Die Hände in den Taschen ging Reeson auf und ab. Die schmalen Lippen hatte er fest auf einander gepreßt und sein viereckiges Kinn ließ deutlich seine Knochen sehen, Knochen an denen nur noch sehr wenig Fleisch war. Sein Gesicht war ganz blutlos, und sein graues Haar stand borstenartig in die Höhe, so wie es bei Leuten der Fall ist, die sich in heftiger Gemütsregung befinden. Ab und zu warf er einen Blick auf seine Frau, die auf einer der Stufen, die zum Denkmal hinauf führten, saß.

Die Hände in ihrem Schoß gefaltet, saß sie da und sah aus, als ob sie in ihrem Leben nicht mehr würde weinen können, selbst nicht einmal bei einem Armenbegräbnis. An ihrer Seite lag ein Bündel, das ihr ganzes irdisches Hab und Gut enthielt, ein paar alte Lumpen, zwei Plakate — den „Alten Orden der Druiden“ und den „Erhabenen Orden der Buffaloes“ betreffend — und die Photographien ihrer verstorbenen Kinder.

„Du hier?“ redete Reeson Jos an, als er ihn erblickte.

Und dann gingen die beiden Männer den großen Platz zusammen auf und ab, ohne ein Wort zu reden, in gemessenem Schritt und ihre Blicke unausgesetzt in die Ferne richtend.

Die Nacht brach herein.

Reeson streckte sich auf die Steinstufe, auf der seine Frau saß, der Länge nach nieder und ließ sich ihr Bündel als Kopfkissen dienen. Dicht daneben, wie eine Kugel zusammen gerollt, lag das Eichläschen, das keinen Blick von Jos ließ. Wagen und Equipagen, in denen das Publikum aus den Theatern und Konzerten nach Hause fuhr, rollten vorbei.

Auf der großen Uhr von Big Ben, wie der große Turm des Parlamentsgebäudes vom Volke genannt wird, schlug es zwölf.

Jetzt füllte sich der Platz rasch mit allerhand Leuten. Kräftige Schutzleute bezogen ihre Posten, um gewissermaßen als Schildwachen den Platz besetzt zu halten. Das Gesetz sagte: „Es ist jetzt Zeit, die Kneipen zu schließen“, und Männer und Weiber, die kein anderes Heim als die Schnapsbuden hatten, kamen nun hierher, um auf den hölzernen Bänken, die hier standen, auf den steinernen Stufen, die zum Denkmal hinaufführten, und auf den Fliesen, die den Platz bedeckten, die Nacht zu verbringen. Verschiedene hatten Sackleinwand und alte Decken mitgebracht. Andere breiteten alte Zeitungen aus und hüllten sich in Annoncen-Beilagen ein. Wenige waren so glücklich, in kleinen Zelten, wie sie die Elektricitätsarbeiter bei Verrichtung ihrer Arbeiten aufschlagen, Zuflucht zu finden, und darinnen hatten sie ihre Kinder und ihr bißchen Krimstrams untergebracht. Sechshundert von der Gesellschaft Ausgestoßene hatten hier endlich ihre Nachtruhe gefunden, und als Jos hier auf und ab ging, hörte er weiter nichts als schweres Athemholen; nur das Husten einiger unglücklichen Schwindsüchtigen oder das Weinen eines Kindes, das wohl glauben mochte, seine Mutter habe es in einem fremden

Land ganz allein gelassen, unterbrach von Zeit zu Zeit die nächtliche Ruhe.

Jos schritt auf das Becken des einen von den beiden Springbrunnen, die auf dem Platze stehen, zu und betrachtete darin den Widerschein der Sterne. Als ob das Weltall nichts mit der Erde zu schaffen hätte und sie ihrer Kleinheit wegen verachte, als ob die Sterne sich über die Menschen lustig machen wollten, schienen sie hin und her zu tanzen. Er blickte zu den Sternen empor; sie waren in weiter Ferne und jedes Gefühles bar.

Und jetzt lachte er; ein bitteres Lachen, das von Nelsons Denkmal wiederhallte und dann unter den Säulen der National-Galerie erstarb. Ein Schußmann, der durch das Geräusch herbeigerufen wurde, sprach ein paar Worte, daß die Vagabunden doch lieber etwas vorsichtiger sein möchten.

Jos drehte sich um und ging auf das Eichkätzchen zu. Er fühlte einen großen Durst in sich, und zwar einen Durst, den alles Wasser in den Springbrunnen nicht löschen konnte, einen Durst nach Schnaps. Den ganzen vorhergehenden Tag über hatte er nichts gegessen, und doch war er nicht hungrig, aber er fühlte, daß er einen Schnaps zu sich nehmen müsse. Er wußte, wie das „Zeug“ in sein Fleisch einziehen und wie es sein Bewußtsein ertöten würde.

Das Eichkätzchen besaß noch zwei Pence.

Er schritt auf den Platz zu, auf dem es zusammengekauert lag. Seine Augen waren geschlossen und auf seinem kleinen, blassen Gesicht schwebte ein Lächeln. Mit dem Rücken gegen die harten Steine gelehnt lag es da, und schien im Schlafen von glücklichen Träumen umfungen zu sein.

Langsam ging er weiter. Als die Uhr eins schlug, sagte er vor sich hin:

„Geld hat doch weiter keinen Zweck. Die Schnapsbuden sind ja schon zu.“

Er streckte sich der Länge nach auf eine Bank nieder, und zwar mit dem Gesicht nach unten, so daß er die Sterne nicht sehen konnte, die sich über sein Glend lustig zu machen schienen. Er schlief bald ein; als er wieder aufwachte, war sein Kopf glühend heiß und seine Hände sieberten. Er hatte auch geträumt, und zwar hatte er seinen alten Pfarrer, John Datchett, gesehen, wie er an einem offenen Grabe stand und aus einem Gebetbuche vorlas. Jemand hatte gesagt, man sollte doch einmal auf den Sarg sehen, und als er einen Blick in die klaffende Grube, die seine einzige Verwandte auf Erden, seine Mutter, umschlossen hielt, geworfen hatte, da habe er . . .

Schauernd war er dann aufgewacht.

Vom Big Ben schlug es fünf, und die schwarze Finsternis machte der grauen Morgendämmerung Platz. Zimmer deutlicher wurden die umstehenden Gebäude erkennbar und auch Big Ben mit seinem großen Zifferblatt wurde sichtbar.

Das Eichkätzchen kam zu ihm heran.

„Es ist Zeit zu frühstücken.“

Seine Glieder waren so steif, daß er nicht aufrecht stehen konnte. Die Feuchtigkeit war in seine Gelenke geschlagen, denn der Hunger hatte ihn geschwächt und der Schnaps hatte seine Muskeln erschlafft. Nur mit großer Mühe konnte er dem Eichkätzchen folgen, und während dieses zwei Tassen Kaffee und zwei Scheiben Brot und Butter bestellte, wärmte er sich an einem Kohlenfeuer.

Vor einem Zelt, in dem ein alter Mann für einen Penny Frühstück verkaufte, drängte sich eine Menge Leute, die bereits seit früher Morgenstunde thätig waren, Arbeiter, Blumenmädchen und ein heruntergekommener Gentleman standen hier und aßen ihr Butterbrot, zu dem sie schwachen Thee oder Kaffee tranken.

„Wer bei mir einmal eine Tasse getrunken hat, kommt sicher wieder. Guter Thee und Kaffee. Beste Qualität“ hatte der alte Mann an sein Zelt angeschrieben, und sein Esel rieb seinen Kopf an seinen gutmütigen Kunden und ließ sich von ihnen dafür, daß er ihnen das Frühstück brachte, mit Brotkrusten füttern. Als der heruntergekommene Gentleman sein Frühstück beendet hatte, zog er gegen die Blumenmädchen seinen Hut und wünschte dem alten Mann einen „guten Morgen“. Sein Rock war fadenscheinig und schmierig, der Stragen, den er trug, war seit Wochen nicht gewaschen worden, aber er machte keine Verbeugung mit so vollendetem Anstande, als ob er im feinsten Salon stünde; vielleicht wollte er damit zeigen, daß er es verstände, die Armut mit Würde zu tragen. Die Blumenmädchen aber lachten ihn aus.

(Fortsetzung folgt.)

## „Wegen frechen Betragens entlassen.“

Eine Dienstbotengeschichte von Paul Johnson.

Marie war die Tochter eines Rättners in Westpreußen. Als sie die Schule verließ, arbeitete sie zunächst ein paar Jahre auf dem benachbarten Gute. Dann aber zog es sie nach Berlin. Sie wollte ihr Leben nicht als „Scharwerkerin“ beschließen; war aber von den neun Schwwestern einmal beim Ableben der Eltern die alte Kathe übernehmen würde, das galt noch keineswegs als ausgemacht.

Marie ließ sich zwei Jahre hintereinander für die Mübenernte in einer ostpreussischen Zuckerrübenfabrik anwerben, obgleich Erfahrene ihr die Schwere dieser Arbeit schilderten und der Pfarrer nicht unterließ, sie auf die sittlichen Gefahren bei dieser Thätigkeit aufmerksam zu machen. Daß das junge Ding der schweren Arbeit gewachsen war, verdankte es neben seiner starken Konstitution vor allen Dingen dem Bewußtsein, daß keine andere Arbeit in derselben kurzen Zeit einen Gewinn brachte, der die Reise nach Berlin ermöglichte.

Als sie dann das zweite Mal „aus den Rüben“ zurückkehrte und auch den Verdienst aus dem Vorjahre auf der Spardank abgehoben hatte, trat sie in einer für westpreussische Begriffe geradezu glänzenden Ausrüstung und mit einigen erwarteten Mark die Reise nach der Märchenstadt an.

Auf dem Mietscomptoir rissen sie feinen Damen um das dralle Ding, und Marie hatte den Triumph, rascher als sie je gedacht, einen Dienst als „Mädchen für alles“ bei einer „Frau Kommissionsrat“ zu finden.

Mit dem Genereifer, der sie bei jeder Arbeit ausgezeichnet hatte, machte sich Marie auch an ihre neue Thätigkeit.

Aber schon der erste Tag sollte nicht schließen, ohne daß ein bitterer Vermutstropfen in ihren Freudenkelch gefallen wäre.

Am Abend, nachdem die Herrschaft in dem prachtvollen Speisezimmer gegessen hatte, schnitt ihr die „Gnädige“ zwei belegte Butterbrote und schloß dann mit einem energischen Rud den Speiseschrank. Darauf wies sie dem Mädchen ihre Lagerstätte und rauchte mit ihrem klappernden Schlüsselbunde davon.

Nun war Marie allein.

So seine Butterbrote hatte sie daheim nicht gehabt. Eins war mit Schinken belegt und das andere mit einem pikanten Käse, den sie noch nicht kannte. Aber zu Hause hatten Vater, Mutter und alle Geschwister mit am Tisch gesessen, und auf dem Gute und in der Mübenernte waren es gleichaltrige Arbeitsgenossen, die das durchaus nicht Intelligente Mahl mit ihren Scherzen würzten. Hier fühlte sie sich als die Ausgeschlossene. Zum erstenmale kam ihr die trennende Schranke zum Bewußtsein, die — nur für sie unsichtbar — im Grunde doch schon immer zwischen ihr und den Besitzenden aufgerichtet war. Daß man aber so deutlich sichtbar diese Schranke vor ihr aufrichtete und ihr klar machte, daß der Dienenden ein anderer Platz gebühre als der Herrschaft, schmerzte sie doch.

Es war aber nicht das allein, was eine herbe Bitterkeit in ihr hervorrief. Wohl war es oft genug in ihrer Heimathütte vorgekommen, daß Schmalhans Küchenmeister war; aber so lange etwas vorhanden gewesen, hatte jeder gegessen, bis der Hunger gestillt war — nie hatte man ihr etwas abgeteilt. Hier jedoch herrschte Ueberfluß, und dennoch verschloß man vor ihr — vor ehrlücker Leute Kind! — den Schrank und teilte ihr das Essen zu. . . .

Marie weinte sich an diesem Abend satt, und als sie sich in ihr schmales Bett legte, blieben die schönen Butterbrote, ein summer, aber deutlicher Protest gegen die unwürdige Behandlung, unberührt liegen.

Im übrigen fand sich das Mädchen mehr und mehr in seinen neuen Wirkungskreis hinein; als Marie die abendliche Einsamkeit an einem der nächsten Tage benutzte, um über ihren neuen Dienst und das eigene Befinden einen Bericht an die Mutter zu erstatten, lautete er verhältnismäßig günstig.

An anderen Morgen war sie gewohnheitsmäßig in der Küche thätig, da fiel ihr auf dem Küchenschranke ein blaues Fünfszig-Pfennigstück in die Augen. Sie schob es beim Staubwischen zur Seite und ging ihrer Beschäftigung weiter nach.

Das Geld konnte nur die „Gnädige“ versehenlich dort liegen gelassen haben; obgleich diese jedoch wiederholt in der Küche erschien, nahm sie von dem Geldstück keine Notiz. Marie räumte das Schlafzimmer auf, bohrte den Salon, holte ein, aber immer noch lag das Geldstück in der Küche.

Als schließlich am Abend die „Gnädige“ zum leztenmale die Küche verließ, ohne scheinbar das Geld zu bemerken, wagte das Mädchen es endlich, sie darauf aufmerksam zu machen. Erleichtert atmete Marie auf, als nunmehr die Frau Kommissionsrat das Silberstück an sich nahm.

Nach Art der einfachen Leute, die ihre Briefe mit allen möglichen wichtigen und unwichtigen Dingen zu füllen pflegen, fügte sie ihrem noch unvollendeten Briefe eine Mitteilung über das merkwürdige Fünfszig-Pfennigstück hinzu und schloß: „Das Wetter ist sehr schön und hoffe ich von Euch daselbe. Viele Grüße von Deiner lieben Tochter Marie.“

Am Dienstag in aller Frühe kam ein Brief an Fräulein Marie Lehmann an, der der Mutter einen ganzen Sonntagnachmittag und viele Thränen der Nührung und des Stolzes über ihre Tochter in Berlin gekostet hatte. Der pastorale Stil der frommen Ermahnungen,

die sich durch das krause Durcheinander der thatfächlichen Mittheilungen hinzogen, war wohl aus der Vormittagspredigt in den Brief an die Tochter übergegangen. Dabei hatte die Mutter auch die sonderbare Fünzig-Pfennigsache erwähnt. Sie hielt es für selbstverständlich, daß ihre Tochter sich nichts aneignen würde, was ihr nicht gehörte. Gleichzeitig aber sprach sie auch die Vermutung aus, daß die Frau Kommissionsrat das Geld absichtlich hingelegt habe, um die Tochter auf ihre Ehrlichkeit zu prüfen. Für den Fall einer Wiederholung solcher Proben empfahl die Mutter ihr einige Verhaltungsmaßregeln, die Marie sich sofort einprägte.

Gewiß hatte die Mutter recht! Das alles paßte ganz zu dem Charakter der „Gnädigen“, die ja im Anfang sogar das letzte Stückchen Brot vor ihrem Dienstmädchen verschlossen hatte. Der erste Abend kam dem Mädchen ins Gedächtnis und in der sonst so Schlichteren reifte der Entschluß, jede zukünftige Verdächtigung und Entwürdigung zurückzuweisen. Die Gelegenheit dazu sollte bald kommen.

Schon am Tage nach der Ankunft des Briefes fand Marie beim Abstäuben im Speisezimmer auf dem Büfett abermals ein Fünzig-Pfennigstück.

Erregt nahm das Mädchen das Geld und warf es in eine entfernte Ecke, wo es abprallte und über den Fußboden hin nach der Thür rollte, in der gerade in diesem Augenblick die „Gnädige“ erschien. (Schluß folgt.)

### Kleines Aeuilleton.

c. **Diamantfelder in China.** Ueber die Diamanten in China hielt A. Fawel, der lange Zeit im chinesischen Zoldienst gewesen ist, in der Pariser Geographischen Gesellschaft einen Vortrag, in dem er die Existenz ausgedehnter Diamantfelder in China, besonders in der Provinz Chan-Ling bestätigte. Schon im Jahre 1872 hatte er von gebildeten Mandarinen erfahren, daß die Diamanten, deren sich die Glaser in Peking und die Porzellanarbeiter bedienen, aus der genannten Provinz stammten. Aber die Chinesen halten das Vorkommen der kostbaren Steine in ihrem Lande verborgen; sie haben schon die Invasion von Goldsuchern über sich ergehen lassen müssen und fürchten sich daher, die Aufmerksamkeit auf diese Mineralschätze zu ziehen. Sie selbst kennen den Diamantschliff nicht, sie benutzen die Steine, die sie selbst finden, kaum anders als zu Bohrerzspitzen. Schmuckgegenstände mit Diamanten, die bei ihnen sich auch finden, kommen aus anderen Ländern. Eigenartig ist ihre Art der Diamantgewinnung: Wenn im Herbst die sommerlichen Regen aufgehört haben und die Bäche und Flüsse, die Diamanten führen, fast anstrocknen, gehen die Landleute mit Strohbandalen in den Bach und die spitzen Bruchstücke der Diamanten setzen sich in dem Stroh fest; glaubt man, genug zu haben, so werden die Sandalen auf einen Haufen geworfen und angezündet. Der Aschenhaufen wird durchgeseiht und so sein Diamantgehalt gewonnen. Da die Steine nur als Bohrerzspitzen für sie Wert haben, werden die größeren Steine zerbrochen. Indessen erfreut sich die Diamantgewinnung wie überhaupt der Bergbau durchaus nicht des Wohlwollens und der Förderung der chinesischen Regierung. Auch das Abwässern; es fürchtet nämlich, der Drachen, der unter der Erde schlummern soll, könne gestört werden und infolgedessen Erdbeben hervorrufen. —

### Theater.

**Neues Theater.** „Die heilige Frau“, Schauspiel von Hugo Gauske. — Das Stück setzte gar nicht so übel ein. Nicht als ob man hier und da die Regung einer selbständigen Dichterkraft empfunden hätte — ah, nein! Aber man durfte immerhin hoffen, einen Mann vor sich zu haben, der sein Handwerk tüchtig und mit einigem Geschmac zu üben verstand. Im zweiten Akt starb diese Hoffnung einen sanften Tod. Man sah resigniert, daß es sich wieder um ein Theaterstück der gewöhnlichen, nicht um eins der besseren Sorte handelte. Herr Gauske ließ sein eigentliches Motiv fallen, führte uns in ein Berliner Hinterhaus und amüsierte uns einen Akt hindurch ganz leidlich mit Szenen à la Endermann. Erst dann kehrte er wieder in die Welt zurück, in der er hätte bleiben sollen, wenn er Geschmac und einigen Geist besessen hätte. Um nichts zu verjäumen, sei auch das angedeutet, was man optimistisch den „Inhalt“ des Stückes nennen kann. Es handelt sich um einen Fabrikanten, der von einer bleichen, krankehen, nervösen Frau übel geplagt ist. Er darf nicht rauchen, darf nicht kneipen, darf keine Bücher kaufen, kurz: er befindet sich in einem Zustand menschlichen Glends, der einem ein aufrichtiges Erbarmen abnötigt. Schließlich wird ihm die Geschichte aber doch zu bunt. Der Mann in ihm erwacht. Seine freie Seele will die Hörigkeit nicht länger dulden. Er will sein stolzes Menschentum, das misachtet und entwürdigt war, wieder herstellen. In einer Scene, die meinen vollen Beifall hat, macht er dem Weibchen den Standpunkt klar, fährt in den Ueberzieher, stülpt in verwegendem Troß den Hut auf und verläßt in bestigem Grimm sein trautes Heim. Im Parlett lächeln alle Ehemänner verständnisvoll und beifallsinnig. Jeder weiß, daß der Rebell nur ein großes Fischen beginnen wird, und so allerlei Erinnerungen an Abende, die man selbst in tragischer Stimmung vernichte, werden wach. Im vorliegenden Fall aber bleibt es leider nicht beim Aneipen.

Trinken wir, sind wir begeistert,  
Sprühen hohe Wehtränken,  
Und von Schönheit sind wir trunken!

So oder ähnlich singt Bodenstedt. Der Fabrikant „von Schönheit trunken“ geht auf einen Maskenball und geistartet sich da mit einem hübschen „Geschäftsfräulein“ allerlei Dinge, die zwar angenehm, aber verboten sind. Er wird zum Verbrecher aus verletztem Rechtsgefühl. Und das ist schlimm für ihn. Es waltet nämlich ein eigentümliches Gesetz. Ein Mensch kann sehr wohl einen Raubmord verüben, ohne gefaßt zu werden. Wenn er aber auf einen Maskenball geht, wird er immer gefaßt. Das kann jeden Augenblick durch eine lange Reihe von traurigen Erfahrungen erhärtet werden. Die Sache kommt also natürlich heraus und die bleiche, nervöse, kranke Frau stirbt eines elendigen Todes. Wenn ich aus dieser traurigen Geschichte die Ehe-Moral ziehen sollte, würde ich sie in die Worte fassen:

Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,  
Vor dem freien Mann erzittere nicht.

Es ging übrigens, wie schließlich noch bemerkt werden muß, ein Einakter vorher, den man am besten als harmlosen Blödsinn bezeichnet. —

### Kulturgegeschichtliches.

— **Aufsternung am Rhein zur Römerzeit.** Auch fern von der Hauptstadt verzichteten die Römer nicht gern auf die Genüsse einer üppigen Tafel, wie sie seit Vullus' Zeit sprichwörtlich geworden waren. In der Saalburg, der großen Römerveste im Taunus in der Nähe der alten Kreuzstraße (Limes), sind zusammen mit den Fußknochen von Hühnern, Ueberbleibseln von Krammetsvögeln und dergleichen Vogelknochen, dem „Schild“ eines Störs auch eine Menge Aufsternschalen zu Tage gekommen. Es ist schwer zu sagen, meint der Saalburgforscher Jacobi, wie die Aufstern, welche die Römer am Mittelmeer wie an der Nordsee züchteten, transportiert und in genießbarem Zustande nach dem Taunus gebracht wurden. Man hat Bruchstücke von kleinen Fischen aus italienischem Holze tief unten auf dem Boden römischer Vunnenschächte gefunden; vielleicht haben die Aufstern in solchen Behältern verpackt die weite Reise vom italischen Süden zu den Höfen des Taunus gemacht. Von anderer Seite werden die Saalburger Aufstern für britische angesehen. Es gab übrigens viele Sorten, die z. B. der Dichter Ausonius, bekannt durch sein Lobgedicht auf die Mosel, aufzählt. Schon Plinius (gest. 79 n. Chr.) spricht des näheren über die Anlage von Aufsternbassins. Die Saalburg ist nicht die einzige Stelle im Rheinland, die uns von den Genüssen römischer Feinschmacker erzählt. Auch in anderen Umgebungen, so in Aldeburg-Heßlich, im Kastell Wiesbaden und zu Mainz sind Aufsternschalen gefunden worden. Unter der gallisch-rheinischen Bevölkerung fanden aber die römischen Eroberer gelehrtige Schüler. Die Funde in vielen Villen, meist den Eigen romanisierter Großgrundbesitzer gallischer Abkunft, legen Zeugnis dafür ab. So wurde z. B. in Stolberg bei Nagen eine kleine Wirtschaftsvilla gegenüber dem heutigen Stationsgebäude bloßgelegt, in deren Trümmern sich die Abfälle von Schlachtvieh, Topfscherben, Mählsleine und — Aufsternreste neben einander fanden. —

### Völkervunde.

— Durch die Expedition, welche die Neu-Guinea-Kompagnie unter der Leitung Tappenbeds zur Erforschung des neu entdeckten Kamufusses in Kaiser Wilhelms-Land ausbande, hat auch die Völkervunde und speciell das Berliner Museum für Völkerkunde außerordentliche Bereicherung erfahren. Tappenbed sammelte besonders in Potsdamhafen an der Nordküste von Kaiser Wilhelms-Land, an der Mündung und am Oberlauf des Kamu ungenüehere Massen kunstvoll geschnitzter und bemalter Geräte, Menschenfiguren, Masken, Kopfstützen, Wurzhölzer, Ruder, sanduhrförmige Trommeln u. a., die jetzt im Lichthof des Museums im ersten Stockwerk zu vorläufiger Besichtigung ausgestellt sind. Der Typus der Gegenstände ist, wie wir der „Nat.-Ztg.“ entnehmen, derselbe wie an der ganzen Nordküste von Sagfeldthafen bis Berlinhafen, vielleicht ist also auch der Zweck, über den man bestimmtes nicht in Erfahrung gebracht hat, ein ähnlicher. So ist es aus den Dörfern bei Berlinhafen seit kurzem bekannt, daß es in jedem ein bis zwei einsam gelegene Hütten, Karowara genannt, giebt, in denen längs den Wänden kleinere und größere Menschenfiguren und Tiergestalten teils aufgehängt, teils angelehnt sind. In Zwischenräumen von einigen Tagen betritt ein Mann das Karowara und verteilt an die geschnitzten Statuetten Speisen, Bananen, Yam, Taro, Sago u. dergl. m. Augenscheinlich haben wir es hier mit Darstellungen Verstorbener zu thun, um so mehr, als auch die kleineren Masken, die wegen ihrer Kleinheit übrigens garnicht vor dem Gesicht getragen werden können, zum Anbenden an verstorbene Verwandte dienen. Oft findet man solche mit kleinen Menschengestalten zusammen an den auf der Brust getragenen Täschchen und sogar an den Kimbärten befestigt. Allerdings ist damit noch nichts von der grotesken Ausgestaltung der Figuren, ihrem großen Kopfsatz und den Tiergestalten erklärt, die häufig auf dem Kopfe, der Stirn und dem Rücken der Menschen geschnitten wird. Gewöhnlich sind es Eidechsen, Vögel und Strolodche. Die Nase der Masken und vieler Figuren hat oft die Form eines langen, spitzen Schnabels, und bei näherem Zusehen läßt sich manchmal verfolgen, daß darunter ursprünglich der lange Schwanz einer auf der Stirn befindlichen Eidechse vorgestellt sein sollte. Menschliche Köpfe und die Tiere sind auch in buntem

Durcheinander an den Kopfstützen geschnitten, mit niedrigeren Fäden verwebene Holzleisten, auf die man während des Schlafes den Kopf legt. An der Unterseite ist meistens der fliegende Hund dargestellt mit dem Kopfe nach unten, wie er in der Ruhe von den Bäumen herabzuhängen pflegt. Andere Kopfstützen haben als Fäden zwei bis vier und mehr Menschengestalten. Hier sieht man auch zum erstenmal solche Kopfstützen, die, nach ihrer Länge zu schließen, für zwei Personen gefertigt sind. Die Wursthölzer, mit denen Speere wie mit einem Hebel geschleudert werden, haben in der Mitte ein für sich allein geschnitztes Widerlager, welches verhindern soll, daß der Speer vor dem Abschleudern nach der Seite herabfällt. Dieses Widerlager besteht aus einer Kombination mehrerer Tiere, obwohl jetzt wegen der Abschleifung der ursprünglichen Formen die Einzelheiten häufig nicht mehr erkannt werden können. An den Rändern sind auf beiden Seiten des Blattes geometrische Ornamente eingeritzt, die aber, wie es bei Naturvölkern stets der Fall ist, nicht erfunden, sondern aus ursprünglich realistischer Nachahmung von Tiermotiven, Menschengestalten und dergl. mehr allmählich hervorgegangen sind. J. V. läßt sich der Mäander, den man an den Seiten der Holzschüsseln sieht, aus der Darstellung des fliegenden Hundes in der schon erwähnten Mufelage herleiten. —

**Physiologisches.**

gk. Der Ausdruck der Leichen ist von dem französischen Physiologen Féré in der „Revue philosophique“ zum Gegenstand einer eingehenden Untersuchung gemacht worden, die ihn zu folgenden Ergebnissen geführt hat: Nicht alle Lebenserscheinungen erreichen ihr Ende, sobald das Leben aus dem Körper entflohen ist. Daß die Nägel, das Haupthaar und der Bart noch weiter wachsen, war schon den Alten bekannt. Schwingende Bewegungen der Wimperhaare und in den Luftwegen können noch 12 bis 14 Stunden andauern. Ist der Tod infolge von Infektionskrankheiten eingetreten, so ziehen sich die willkürlichen Muskeln nach dem Tode zusammen und rufen Gesichtszerrungen, Verschiebungen der Gliedmaßen, sowie das bekannte Zähneknirschen hervor. Diese Bewegungen werden durch die Wirkung gewisser Toxine auf die nervösen Elemente erklärt. Die gewöhnliche Muskelstarre, die nach dem Tode eintritt, die übrigens durch Kälte aufgehoben, durch die Wärme dagegen beschleunigt wird, bringt keine wirklichen Emotionen zum Ausdruck. Bei der sogenannten kataleptischen Muskelstarre, wofür der Körper die Haltung bei, in die er durch den letzten unwillkürlichen Akt verlegt worden ist. Diese Thatsache hat man bei den vom Blitz erschlagenen Personen beobachtet, ferner bei Bergarbeitern, die bei Katastrophen im Bergwerk vom Tode überrascht wurden, und insbesondere auch bei den Soldaten, die in der Schlacht gefallen sind; ebenso ist die Erscheinung unter denselben Umständen oft bei Tieren wahrgenommen worden. Zur Erklärung der Muskelstarre nimmt man eine Verletzung oder Reizung der Gehirncentren an, in denen die jeweiligen muskulären Bewegungen ausgelöst werden; sie rührt dagegen nicht, wie man wohl angenommen hat, von einer Verletzung des Rückenmarks her, da dieses bei vielen gefallenen Soldaten, an denen man die Erscheinung festgestellt hatte, gar nicht verletzt worden war. —

**Aus dem Tierleben.**

ss. Von den Spinnen macht ein Mitarbeiter der Londoner „Nature“ eine Mitteilung, die das Verhalten dieser Tiere gegen ihre Brut in ein eigenartiges Licht rückt. Bei der Entfernung einer Korffüllung aus einer Mauer fand man eine kleine schwarze weibliche Spinne, die ihre Eierfäden fest in den Mauer hielt und auch dann nicht losließ, als das Stück Mauer, auf dem sie saß, unversehrt auf den Boden geworfen wurde. Man mußte das Tier schließlich mit Gewalt beiseite schieben, um es bei der Wiederbenutzung des Korbes nicht zu zerquetschen. Auf göttlichem Wege war das nicht zu bewerkstelligen, da es nicht von der Stelle wich, wie sehr man auch den Korf hin und her schüttelte und es trennte sich keinen Augenblick von ihrer kostbaren Bürde. Der Beobachter brachte die Spinne an einen sicheren Platz, zunächst aber ohne die ihr schließlich entzogene Brut. Darauf wanderte sie ruhelos hin und her, als ob sie nach etwas suchte, und fühlte sich unheimlich an ihrem Plage höchst unbehaglich. Da wurden die Eierfäden wieder neben sie gelegt, fürs erste aber schien sie diese garnicht als ihr Eigentum anzuerkennen, zeigte vielmehr einen deutlichen Widerwillen und lief weg. Bald jedochehrte sie zurück und schüttelte sich nunmehr an, die Eibehälter mit ihren Fühlern und Beinen sorgfältig zu betasten, augenscheinlich um sich davon zu überzeugen, daß es wirklich ihr geliebtes Eigentum wäre. Als sie zu einem befriedigenden Ergebnisse gekommen war, begann sie sofort, ein festes Gewebe um die Eierfäden herumzuspinnen, sichtlich zu dem Zwecke, um sie vor einem nochmaligen Raube zu schützen. Manche Spinnenweibchen tragen, wie ein anderer Naturforscher mitgeteilt hat, ihre Eierfäden am Körper befestigt mit sich herum. Wenn man eine solche Spinnenmutter belästigt und etwa die Eier mit einem Stäbchen berührt, so scheint sie in ihrer Angst jeden Sinn für persönliche Gefahr zu verlieren und beginnt mit der größten Festigkeit um die Erhaltung ihrer Brut zu kämpfen. Wenn man ihr die Brut entzieht, so zeigt sie große Betrübnis, beginnt zu juchen und bleibt auf dem Pflanze ihres Verlustes, unbesümmert um ihr eigenes Geschick. Das seltsamste aber ist, daß sie ihre Eier, wenn sie ihr schließlich wieder-

gegeben werden, zunächst garnicht anrührt und augenscheinlich außer Freude ist, ihre Nachkommenschaft wiederzuerkennen. Wenn sie aber die Eierfäden sofort wieder in seiner früheren Lage. Jene Spinne begnügte sich übrigens nicht damit, ein Schutznetz um die Eier herum zu weben, sondern sie schleppte sie vor Einbruch der Nacht noch unter ein schützendes Blatt und legte sich selbst darauf, um dauernd zur Verteidigung der Eier bereit zu sein. —

**Technisches.**

— Nach französischen Blättern schreiten die Arbeiten am Simplontunnel rüstig voran. Der Tunnel ist auf 18,5 Kilometer berechnet und soll in 4 1/2 Jahren fertig sein, so daß im Durchschnitt täglich 12 Meter vollendet werden müßten. Zwar ist diese mittlere Tagesleistung bisher noch nicht erreicht, doch lehrt die Erfahrung, daß mit dem Fortschreiten derartiger Arbeiten infolge der besseren Schulung des Personals und der Vervollkommnung der Betriebsrichtungen auch die Leistungsfähigkeit wächst, so daß die Unternehmer alle Aussicht haben, ihre Aufgabe in der gestellten Frist zu erfüllen. Der Durchstich wurde vor sieben Monaten begonnen und erstreckt sich jetzt auf 2000 Meter, was einer Tagesleistung von rund 10 Meter entspricht. Gegenwärtig beträgt diese 10,5 Meter, wovon 5,5 Meter auf die schweizerische und 4 Meter auf die italienische Seite entfallen. Der Unterschied beruht darauf, daß man von letzterer Seite auf eine sehr harte Gneisschicht gestoßen ist. In dem Unternehmen sind 2000 meistens italienische Arbeiter beschäftigt, die sich in achtstündigen Schichten ablösen; außerdem werden die bei dem Bau des Arlbergtunnels erworbenen französischen hydraulischen Bohrmaschinen verwendet. Der Tunnel wird von sämtlichen Alpenländern die weitaus geringste Steigung haben, da sein Scheitelpunkt noch nicht die Höhe von 700 Meter über Meer erreichen soll. Einen Beweis von den Fortschritten im Tunnelbau überhaupt liefert der Umstand, daß ein Kilometer des 1871 eröffneten Genistunnels sechs Millionen Franken kostete und ein Jahr Arbeit erforderte, während die Unternehmer des Simplontunnels sich gegen hohe Geldstrafen verpflichtet haben, den Kilometer in weniger als drei Monaten zu drei Millionen Franken herzustellen. —

**Humoristisches.**

— In Kommission. Herr (zu einem Kaufmann): „Sind die drei blonden Mädchen heiratsfähige Töchter von Ihnen?“ Kaufmann: „Nein, das sind Töchter meines Bruders, die hab' ich in Kommission!“ —  
 — Ein strenger Herr. A.: „Sie, der Bezirksarzt von Lamberg ist aber ein gestrenger Herr!“ B.: „So, warum dem?“ A.: „Na, neulich hat er einen Mann wegen Kurpfuscherei angezeigt, weil er einem Kranken, der gerade niese, „zur Geneesung“ zurief!“ —  
 — In der Verzweiflung. Professor (zu seinem sechs Wochen alten Sprößling, der munterbrochen schreit): „Herrgott, so sage mir wenigstens den logischen Grund, warum Du so brüllst!“ — (Reg. Hum. Bl.)

**Notizen.**

— Das Residenz-Theater will als erste Novität „Jagd-freuden“, die Bearbeitung eines französischen Stückes von Fehdeau, am 23. September herausbringen. —  
 — Die große Gruppe des Münchener Bildhauers Professor Roth „Im Sterben“, die in der diesjährigen Berliner Kunstausstellung zu sehen ist, wurde von der Kunstgesellschaft in Zürich für ihr neues Museum erworben. Sie sollte ursprünglich für die Münchener Pinakothek angekauft werden, wurde aber infolge des abfälligen Urteils eines Münchener Künstlers abgelehnt. Professor Roth hatte den Fall in einer auch von uns erwähnten Broschüre öffentlich behandelt. —  
 — Zur Errichtung einer Professur für amerikanische Forschungen an der Berliner Universität hat Graf Loubat aus New York, der in Paris seinen Wohnsitz hat, ein Kapital von mehreren hunderttausend Mark gegeben. —  
 — Eine Kunststiftung für studierende Frauen, welche über Studienverhältnisse der in- und ausländischen Universitäten, über Wohnung, Pensionen usw. Auskunft erteilt, ist in Berlin errichtet worden. —  
 — In München soll ein großes neues Theater erbaut werden. Man will in ihm dramatische Meisterwerke zu billigen Eintrittspreisen weiten Volkstreffen zugänglich machen. Intendant Poszart will die Leitung übernehmen. —  
 — Als Grundlage zu einem „Städtischen Kunstfonds, Abteilung für Plastik“, wurde in Frankfurt a. M. ein Kapital von 150 000 Mark gestiftet. Vom Meinertrag sollen hervorragende Werke der Bildhauerkunst zur Aufstellung in den Anlagen, auf den öffentlichen Straßen und Plätzen der Stadt angeschafft werden. —  
 — Dr. Max Lehmann, bisher Assistent der sächsischen landwirtschaftlichen Versuchsanstalt in Mödern, ist als Lehrer für Tabakfabrikation vom japanischen Ministerium für Landwirtschaft und Handel auf drei Jahre verpflichtet worden. —